

Nr. 145. Bydgoszcz / Bromberg, 29. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein kleines, braunes zwölfjähriges Mädchen, den weißen Schleier vor dem lieblichen und schönen Gesicht, Blumen in den dunklen, seidigen Haaren, saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem blitzenden Parkett der Bibliothek Muhammed Alis und betrachtete erstaunt und neugierig die vielen fremdartigen Möbel um sich herum.

Hin und wieder rann ein leichter Schauer durch das dünne feingliedrige Körperchen.

Sie hatte Angst.

Angst vor diesen vielen Sesseln, die aussahen, wie jene in der Bahn, in der sie vor wenigen Wochen zum ersten Mal gefahren war.

Und dann war sie allein. Mutter und Amme hatten sich von ihr getrennt, und man hatte ihr geboten, jede Frage zu beantworten, zu erzählen, was sie wußte, und keine, noch so kleine Winzigkeit zu verschweigen. Genau so ernsthaft hatte man ihr vor nicht allzu langer Zeit Schweigen auferlegt, als sie entsetzt versuchte, herauszubekommen, ob sie eigentlich geträumt hatte oder nicht.

Warum sagte man heute ja und morgen nein?

So war nun einmal das Leben und man mußte sich damit abfinden. Gut, sie wollte tapfer sein.

Ob man ihr wohl wenigstens einen Dolmetscher zur Seite stellen würde, oder ob man sie ganz allein lassen wollte mit einem wildfremden Mann? Noch nie in ihrem ganzen Leben war sie mit einem fremden Mann allein in einem Zimmer gewesen.

Da, da klang eine Stimme, so hell und laut wie ein Vogelruf.

„Guten Tag", sagte diese Stimme, die so unbekannt und fremd war. „Ich danke dir, daß du gekommen bist, trotzdem du gerade so krank warst, hast du eine weite Reise gemacht. War es sehr anstrengend?"

„Es war mir eine große Ehre und Freude, an den Hof meines Fürsten kommen zu dürfen."

„Hier", sagte der Mann mit der fremden Stimme, der, wie die Kleine durch den Schleier feststellte, blonde Haare und blaue Augen hatte, „hier!" und bot ihr indische Süßigkeiten an.

„Nun", sagte die freundliche Stimme weiter, „es wäre sehr lieb von dir, wenn du mir von deiner großen Reise erzählen würdest. Es war deine erste Reise, nicht wahr, und du warst sehr aufgeregt und konntest auch in dieser Nacht nicht schlafen. Als du, deine hochverehrte Mutter und deine Amme in das Abteil kamen, das dein vorsorglicher Vater reserviert hatte, da war es ganz leer."

„Nein, nicht ganz. Eine alte kleine Frau in einer Burkha (Mantel) saß in einer Ecke."

„Am Fenster, wo du zu sitzen wünschtest?"

„Nein, beide Fensterplätze waren frei. Sie saß der Plattform am nächsten."

„War es eine gesprächige, kleine alte Frau, die alles mögliche erzählte?"

„Auch nicht Sahib, sie war das schweigsamste, das ich je gesehen, wie eine Eule, die tags blind ist und erst in der Nacht zum Leben erwacht."

„Und jedesmal, wenn der Zug anhielt, kam ein großer bärtiger Mann, der sie mit „Mutter" anredete."

Die Kleine nickte. Sie hatte ihre Angst verloren und mit einem leisen Gefühl von Wichtigkeit und Stolz streckte sie ihren kleinen Rücken noch gerader.

Einem Sahib berichten zu dürfen, das war etwas besonderes in ihrem Leben.

„Und immer", fuhr sie fort, „schüttelte die alte Dame auf die Fragen ihres liebenden Sohnes, ob sie etwas brauche, den Kopf und sagte: „Cooch nahin" (nichts)."

„Und dann kam die Nacht?"

„Ja, dann kam die Nacht. Alle Vorhänge und Jalousien wurden zugezogen, ein Lichtlein brannte zuerst noch wie ein kleiner blauer Stern an der Decke, dann wurde es ganz dunkel. Meine geliebte Mutter lag dem alten Mütterchen gegenüber in dem unteren, ich über ihr in dem oberen Bett, und meine Amme schlief auf dem Boden. Sie war es, die zuerst schnarchte. Und dann . . .

„Und dann?"

„Dann schliefen wir alle."

„Und?"

Aber das Kind schwieg.

Lambertz verlor nicht die Geduld. Immer wieder versuchte er von neuem, das kleine Mädchen zum Sprechen zu bringen, und schließlich wurden seine Bemühungen belohnt.

„Plötzlich erwachtest du", sagte er und die Antwort kam erstaunt und bereitwillig. Er hatte es verstanden, ihr das Gefühl zu geben, als wisse er bereits alles.

„Ja, es wurde mir plötzlich kalt und ich fühlte einen schnellen kühlen Wind. Es war fast ganz dunkel, aber ich sah, daß das Fenster mir gegenüber offenstand und das Bett der alten Frau leer war."

„Und du wundertest dich sehr."

„Ja, ich wunderte mich. Was war aus dem alten Mütterchen geworden? War es inzwischen ausgestiegen, oder ... ich wollte gerade meine Mutter wecken, die sanft und süß schlief, als —", das Kind erschauerte selbst jetzt noch in der Erinnerung an den Schreck, „— als plötzlich, Sahib, das Gesicht eines Mannes an dem offenen Fenster erschien. Er schien von dem anstoßenden Abteil zu uns hereinklettern zu wollen, und zuerst dachte ich, es sei der fremde Sahib von nebenan, und ich muß wohl schwach vor Aufregung und Schreck geworden sein, denn als ich das nächste Mal durch meine Wimpern blinzeln konnte, da saß ein fremder kleiner Mann auf dem Bett, in dem vorher das alte Mütterchen geschlafen hatte und atmete heftig. Und etwas Feuchtes, Nasses lief über sein Gesicht, das arg zerkratzt war, wie von einer wilden Katze. Plötzlich beugte er sich zu meiner Amme hinunter, lauschte ihren Atemzügen, beobachtete meine Mutter und warf dann einen Blick auf mich. Ich versuchte ganz schnell die Augen zu schließen, aber er starrte mich an, länger und länger, als wollte er mich zwingen, meine Augen wieder ganz zu öffnen, und beinahe hätte ich

es auch getan, so stark war der Blick und immer mehr nahm ein fremder Wille von mir Besitz, aber ich hatte zu große Angst. Endlich, endlich nach einer Ewigkeit hörte ich das Klappen einer Tür und als ich die Augen ganz öffnete, war er fort. Aber die Angst hatte mich gelähmt. Ich wollte meine Mutter, meine Amme wecken, aber ich konnte mich nicht rühren. Dann verlangsamte sich das Tempo des Zuges und dann stand er. Alle erwachten durch den plötzlichen Ruck und das Quietschen der Bremsen. Gerade wollte ich zu sprechen anfangen, als ich plötzlich wieder das alte Mütterchen sah, das mir gegenüber seine Schlafdecke zusammenrollte und mir einen flinken bösen Blick zuwarf. Dann kam auch schon der große bärtige Sohn und beide stiegen aus. Gerade als ich meiner Mutter erzählen wollte, was geschehen war, da hub ein Schreien und Laufen an und gleich darauf hörten wir, daß der fremde Sahib im Abteil nebenan tot aufgefunden worden war. Meine Mutter befahl mir, nichts zu sagen, sollte jemand uns fragen, denn ich darf meine Ehre nicht verlieren."

„Sag mir, würdest du den Mann wiedererkennen?"

„Es war fast dunkel, Sahib, aber ich weiß, daß ich ihn auf den allerersten Blick erkennen würde. Er hatte so ein böses, kleines Gesicht. Seine Augen waren klein und schwarz und schnell wie die einer Schlange. Und er war ein sehr zierlicher, kleiner, magerer Mann."

Lambertz starrte nachdenklich und erschüttert vor sich hin. So war Hubert Baker doch ermordet worden. Er hatte recht behalten.

Aber wer hatte ihn ermordet?

Ein sehr kleiner, sehr zierlicher Mann mit dem flinken und bösen Blick einer Schlange . . .

*

Terence O'Rorke ging mit langen ungeduldigen Schritten, die schmalen schönen Hände in den Taschen seines salopp sitzenden grauen Jacketts vergraben in seinem kleinen Bureau, das gleich hinter dem Ausstellungsraum seiner Autofirma lag, auf und ab. Immer wieder streiften seine Augen die Zeiger der Uhr, die vor ihm auf der Kante des Schreibtisches lag, und verglichen sie mit der großen automatischen Uhr, die über der Tür eingebaut war.

Seit einer halben Stunde wartete er auf die Nachricht. Aber das Telephon läutete nicht, keine Botschaft wurde abgegeben. Draußen auf der Straße brandete der Menschenverkehr wie gewöhnlich, und kein vertrautes Gesicht zeigte sich.

Er erwartete die Meldung von dem Tode eines kleinen Mädchens, das in seinen Fieberphantasien etwas zuviel geredet hatte. Aufseufzend nahm er seinen unruhigen Gang von neuem auf.

Er war nervös heute, kein Zweifel, und wie immer, wenn er aufgeregt und schlechter Laune war, abergläubisch. Dieses verdammte braune Weib fiel ihm ein, das ihm vor wenigenTagen bei einem Spaziergang durch den Bazar Pech und Unglück prophezeit hatte.

Jä zuckte er zusammen. Fast lautlos, trotz seiner riesigen Größe, war ein Mann in das Privatkontor eingetreten. Sein großes, grobes Gesicht trug einen abgespannten und unterwürfigen Ausdruck.

„Was fällt dir ein mich am hellichten Tage hier aufzusuchen! Konntest du nicht abwarten, bis ich . . ."

Der Mann unterbrach O'Rorke. „Nein, Herr", sagte er flüsternd, „es war zu gefährlich, mich an dem verabredeten Treffpunkt einzufinden. Sie sind mir auf den Fersen."

O'Rorkes Gesicht verfinsterte sich. „Und du wagst es dann hierherzukommen, uns alle in Gefahr zu stürzen? Du Hund!"

Der Mann schüttelte den Kopf. Er sagte nur demütig und bescheiden: „Es war die einzige Möglichkeit."

„Laß uns gehen", sagte O'Rorke und griff nach seinem Hut. „Ich gehe voraus und du folgst mir eine halbe Stunde später."

„Sie haben soeben den Goldschmied in der Kalbadavistraße verhaftet", flüsterte der Mann. „Wir sind hier sicherer, als irgendwo anders, Herr."

Plötzlich wankte er leicht und hielt sich mühsam am Schreibtisch fest.

O'Rorke ging, ohne ihn eines Blickes zu würdigen an ihm vorbei in den Verkaufsraum in dem zwei junge Leute arbeiteten

„Ist der Wagen bereit? Der Herr wünscht ihn auf einer kleinen Fahrt auszuprobieren."

„Ich mache mich sofort fertig, Sir", antwortete der kleinere der beiden Angestellten, wurde aber zu seiner Verwunderung grob abgewiesen.

„Nicht nötig. Ich selbst werde den Herrn begleiten." Die beiden jungen Leute sahen sich verdutzt an. Wie kam der sonst so hochmütige Vorgesetzte dazu, einen Farbigen selber zu bedienen? Aber sie fügten sich schweigend.

Und etwas später stand der große, blitzblanke Wagen vor der Tür.

O'Rorke selbst hielt seinem Besucher die Tür auf und ließ ihn zuerst einsteigen, bevor er selber folgte und den Platz am Steuer einnahm.

„Da soll man sich auskennen", sagte der eine Verkäufer zum anderen, „muß schon ein großes Tier sein, dieser braune Gentleman, daß der boss selbst es der Mühe wert hält, ihn herumzufahren."

Der andere zuckte die Schultern. „Sah nicht aus, als ob er aus einer besonders vornehmen Kaste stammte, aber vielleicht ist er reich."

„Wahrscheinlich ein Spinnereibesitzer", mutmaßte sein Kollege und vertiefte sich von neuem in die Bearbeitung eines Katalogs —

Währenddessen hatte sich der Wagen aus dem Gewirr enger Gassen auf die große Auffahrtstraße nach Süden herausgearbeitet.

O'Rorke saß noch immer am Steuer.

Gulbaz, der sich aus dem malerischen Leibwächter eines Fürsten in einen europäisierten Inder verwandelt hatte, und einen braunen Anzug trug, redete nun laut und heftig auf ihn ein. „Es war nicht meine Schuld, Herr. Die andern sind diesmal klüger als wir. Bevor ich noch die Möglichkeit hatte, den Befehl auszuführen, hatten sie Lunte gerochen."

„Du hättest ihn am ersten Tage vergiften sollen."

„Unmöglich. Der Diener war nicht zu bestechen und hätte mich vielleicht verraten. Der Befehl aber lautete, Lambertz ohne Aufsehen zu beseitigen.

„Idiot", murmelte O'Rorke zwischen den Zähnen. „Besitzt du nur die Intelligenz eines Huhnes und kannst nicht selbständig handeln, wenn es die Umstände nötig machen?"

„Herr", sagte Gulbaz und in seiner dunklen Stimme schwang Zorn und Beleidigtsein, „Sie wissen genau, daß ich Ihnen treu ergeben bin und immer mein möglichstes versucht habe. Es ging diesmal nicht. Es waren zu viele. Diesmal sind wir geschlagen."

„Noch nicht", sagte O'Rorke und nahm den Fuß vom Gashebel. „Noch nicht."

Erst nach einer Weile wagte Gulbaz zu widersprechen. Er fürchtete sich. O'Rorke war als jähzornig und brutal bekannt.

„Ich glaube doch, denn auch die anderen Sachen sind schief gegangen. Man hat die gesamten letzten Waffenlieferungen kurz vor ihrem Bestimmungsziel abgefangen, hat dabei sowohl unsere Agenten, wie die der Firmen, für die die Waffen bestimmt waren, verhaftet. Der Aufstand ist, bevor er noch ausbrechen konnte, fast unterdrückt. Major Arnstruthers muß um diese Zeit schon wieder in Peshawar angelangt sein. Im Kampf hätte sich Gelegenheit gegeben, ihn um die Ecke zu bringen; so war es aussichtslos."

„Weiter", sagte O'Rorke. Niemand hätte ihm ansehen oder anmerken können, daß er nicht nur von dem Mißlingen des großen Geschäftes enttäuscht, sondern auch damit ein armer Mann geworden war. Ein großer Teil seines Geldes steckte in den Waffentransporten, die schon in Europa hatten bezahlt werden müssen, und deren Kosten man erst hier bei der Abnahme, wenn dann auch dreifach, ersetzte. Und er brauchte Geld.

„Ebensowenig ist es Laroche gelungen, die kleine Schlange unschädlich zu machen. Seit Tagen war das Haus von den Agenten und Spionen des Obersten Blunt aufs schärfste bewacht."

Wie ein Pferd, das zu Unrecht die Peitsche zu fühlen bekommt, schoß der Wagen davon. So heftig hatte O'Rorke in jähem Entsetzen den Fuß auf den Gashebel gepreßt.

„Wohlbehalten gelangte sie nach Patipur, wo sie, wie die Meldungen lauten, als Gast bis zu ihrer Hochzeit weilen wird."

„Und die anderen?"
„Alle zurück in Paschawar, Lawson, Lambertz und die Frau."

So waren alle seine Pläne mißlungen. O'Rorke versank in ein tiefes Schweigen, das aus Entsetzen, Rachegefühlen und klaren Überlegungen gemischt war.

„Herr", sagte Gulbaz nach einer langen Weile, während er vergebns auf ein Lob gewartet hatte, denn was es ihn auf seiner hastigen, gefährlichen Flucht an Mühen gekostet hatte, diese Meldungen, deren Überbringer er notgedrungen geworden war, weil die anderen nicht ihre Posten verlassen konnten, weiterzugeben, das wußte nur Buddha.

„Was noch?"
„Ich fürchte, Bahadur Khan spricht."

O'Rorke wandte Gulbaz für einen Augenblick sein Gesicht zu, es war ein von Wut und Haß verzerrtes Antlitz. Der große schnelle Wagen schlingerte bei dieser Unaufmerksamkeit bedenklich.

„Ja", bestätigte Gulbaz, „Muhammed Ali hat es erreicht, daß man ihm seine Begnadigung verspricht, wenn er seine Kraft und sein Wissen in den Dienst der Polizei stellt."

„Schwächling, feiger, dreckiger Hund", fluchte O'Rorke. Hatte ihm das Gefängnis so zugesetzt, daß er den Mund auftat? Bereute er seine Verschwörung mit den aufständischen Grenzstämmen? Oder wollte er sich nur in Sicherheit bringen? Zugleich aber beruhigte O'Rorke sich. Sollte Bahadur Khan nur verraten, was er wußte. Allzuviel wußte er nicht, dafür war beizeiten gesorgt worden. Wer die Fäden in der Hand hielt, wer dieses gefährliche, halsbrecherische Spiel entfacht hatte, das wußten er nicht, das wußten auf der ganzen Welt nur zwei Leute außer ihm. Er blickte schnell und wie von ungefähr in den Autospiegel, in dem er das Gesicht Gulbaz' sehen konnte. Wie lange war dieser noch sicher?

Aber Bahadur Khan konnte Gulbaz identifizieren, wenn es nötig sein sollte. Gulbaz hatte damals persönlich mit ihm verhandelt und für eine große Belohnung seine Mithilfe erkauft.

„Laß ihn reden", sagte O'Rorke mit gespielter Gleichgültigkeit, „laß ihn reden."

„Dann sind wir alle geliefert, Herr."
O'Rorke lachte nur.
Plötzlich aber wurde er wütend.

„Alles", sagte er, „alles kommt nur von der verdammten Schweinerei, die ihr angezettelt habt. Wer hat damals den Befehl gegeben zu schießen".

„Nicht ich habe geschossen", verteidigte sich Gulbaz, „nicht ich, Herr. Aber der Befehl lautete: Falls Erpressung nicht gelingt, eine Kugel."

Das war wahr, Baker hatte sich nicht erpressen lassen, hatte widerstanden.

„Was nun, Herr?" fragte Gulbaz. „Was nun? Wir warten alle auf Ihre Befehle. Wir sind in Gefahr. Sie sind auf unserer Spur. Der Deutsche hat alle hinter sich. Sie werden uns jagen wie die Hasen."

„Verschwinde!"

„Meine Größe ist mein Verderben. Sie kennen mich jetzt."

„Geh über die chinesische Grenze."

„Auch dort sucht man mich, Herr, ich brauche Geld, um mich unsichtbar zu machen."

„Du wirst es bekommen", sagte O'Rorke, ohne mit der Wimper zu zucken, und wandte den Wagen. „Jetzt steig aus . . . Verbirg dich irgendwo und lasse es dir nicht wieder einfallen, dich in meiner Nähe herumzutreiben, bis ich dich rufe."

Gulbaz senkte schweigend den großen Kopf. Der Wagen hielt vor einem kleinen buddhistischen Tempel, und etwas später verließ ein idiotisch aussehender, ungeschlachter Mann das Gebetshaus.

(Fortsetzung folgt.)

Sibille oder Michael?

Von Josef Böß.

Johannes, — wenn man in die Stadt fliehen und dort in aller Ruhe erfolgreich werden will, sucht man sich für den Abschied nicht einen solchen Sonnentag aus, geht man nicht noch einmal auf den „Ebereschenberg", von dort einen großen Blick auf den Glanz des Kinderlandes, den Segen der Täler zu haben; da versuchte man nicht, mit aller Liebe den Menschen, dem man am meisten wehtun muß, noch einen ganz langen Tag am Arme zu halten: da fährt man mit dem ersten Zuge und nimmt ein graues, schläfriges Bild der Heimat und ein Morgenfrösteln mit in die Welt. Man biegt rasch um die Ecken, sieht sich nicht um und schreibt dann vielleicht einen Brief: „Liebe Maria, sei nicht böse, ich wollte uns den Abschied ersparen und habe mich davongestohlen. Ich will arbeiten und Dich bald zu mir holen. Wir werden dann heiraten, wie es mein Wille ist und ich es Dir schuldig geworden bin . . ."

Aber vielleicht verstehst Du das doch besser, Johannes, Maria, der Morgen und die Feierlichkeit in Deiner Seele haben wohl etwas zu bedeuten. —

Johannes ist Gemeindeschreiber. Der Posten ist klein, fest und unveränderlich wie sein Dorf selbst; da peinigen ihn Strebsamkeit und Luftschlösser so lange, bis er sich entschließt, in die Stadt zu gehen. Der Vorsteher läßt ihn nicht gern weg, und das Herz wird Johannes schwer, weil er Maria nicht mitnehmen kann. Aber sie ist, das weiß er ja, so vernünftig. Er hat ihr oft Pläne angedeutet, und sie hat nie etwas dagegen gesagt. Jetzt ist aus Plänen Tat geworden und heute muß er mit ihr ernst sprechen.

Er trifft sie bei der Mühle, sie gehen durch den Wald, sie halten einander an den Händen die lange Allee, den Berg hinauf und sprechen nicht viel. In der Lichtung setzen sie sich auf einen Baumstumpf und lassen das goldene Grasmeer, über das sie gerade noch hinweg sehen können, rings um ihre Insel wogen. Sie lehnt sich in seinen Arm, und er beginnt zwei-, dreimal: „Du Maria . . ." und muß dann in die Augen sehen, die ihm so oft gelacht, und auf den Mund, und er spricht den Satz nicht zu Ende. Auch sie schaut ihn an, zieht seinen Kopf zu ihr herunter und küßt ihn und hält ihn an sich gedrückt, und als sein Ohr an ihren Mund zu liegen kommt, sagt sie ganz leise: „Du Hanschen, wir werden ein Kind haben."

Johannes hebt den Kopf und sieht sie ratlos an, und da sie nicht weiß, was er denken mag, beginnt sie schnell wieder zu sprechen: Ja, und wenn's ein Mädchen ist, dann soll es Sibille heißen und wenn's ein Junge ist, — o, da rat du mal!"

Als Johannes noch immer keine Antwort gibt, fängt Maria an zu weinen. — Da steht er langsam auf, hebt sie zu sich empor und fragt, endlich: „Ja, und wenn's ein Junge ist?"

Augenblicklich hört sie auf zu weinen und bittet wieder: „Ach so rat doch!"

„Johannes?"

Friedrich, Richard, Waldemar?"

Sie schüttelt nur immer den Kopf und lacht schon wieder und ist selbst noch wie ein Kind: „O du, Hanschen, du errätst es ja doch nicht, und es ist der schönste Name, ich habe so lange nachgedacht . . ."

„So sag es doch!"

„Michael!"

„Sibille oder Michael?" wiederholt Johannes langsam und sieht vor sich hin. Maria drängt sich an ihn und fragt, wieder ganz leise: „Bist du traurig?" Ach, was denkst du denn nur?"

Johannes weiß aber weder was er denkt, noch weiß er genau, ob er traurig ist. Es ist einfach ein Wirbel in seinem Kopf, und er weiß nur, was er tun wird, und, daß er jetzt sehr gut sein will. Der Zukunftsplan von gestern ist bleich geworden, und er ist froh, daß er nicht davon gesprochen hat.

Sie gehen ein Stück weiter in den Wald und reden dies und das und kehren um, und die Besprechungen wollen kein Ende nehmen. Einmal sagt sie plötzlich: „Du, aber einen Schleier möchte ich doch gern haben bei der Hochzeit" und

wird rot dabei. Er sagt „ja“ und „freilich“, aber die Augen gehen ihm jetzt über.

Abends sind sie wieder im Dorf und gehen spät voneinander.

Maria sitzt noch eine Weile in ihrer Stube und träumt vom Wachen ins Schlafen hinüber und hier und dort heißt ihr Traum Sibille. „Ob wohl Sibille auch so blondes Haar haben wird“, denkt sie als erstes, als sie früh erwacht und die Locken aus dem Gesicht streicht. —

Der Gemeindeschreiber Johannes Winter geht am Montag zum Vorsteher und nimmt die Kündigung zurück. Eine Viertelstunde vor der Zeit ist er schon im Amt und benimmt sich, da er allein ist, recht seltsam und lächerlich. Zuerst geht er mit langen Schritten durch das Zimmer, bleibt ab und zu stehen und summt vor sich hin. Dann nimmt er das Geburtenregister aus dem Schrank, sieht die Spalten nach und schreibt in eine mit weichem Bleistift: „Sibille Winter“; radiert es wieder aus und schreibt hin: „Michael Winter“. Er nimmt das Buch in die Hand, betrachtet die Seite genau, legt es dann wieder auf den Tisch und tritt einen Schritt zurück, um die wichtige Buchung auch von weitem anzusehen.

Aber eben kommt ein Bürger ins Amt, und er darf nichts merken lassen. Er kommt vom Fenster und aus seinen Träumen zurück an den alten Schreibtisch, streicht die Besonnenheit aus der Stirn und taucht, indem er sein Tagwerk beginnt, die Feder wohl etwas tiefer ein als gewöhnlich.

Am Nachmittag geht er an seinen Kleiderschrank, zieht den Bratenrock an und pilgert zum Pfarrer wegen der nahen Trauung. Dabei denkt er an Michael, ob er wohl seinen Traum von Aufstieg und Glanz erfüllen wird. Oder Sibille?

Nur ein Igel!

Heiteres von **Margit Werres**.

Ein Igel erging sich an einem Sommerabend auf der Promenade in dem kleinen österreichischen Badeort. Auch ich erging mich an jenem Sommerabend auf jener Promenade und stolperte über den stacheligen Träumer, der weltvergessen dahinwalzte.

Blitzschnell rollte er sich zu einer Kugel zusammen und stellte einige hundert spitziger Stacheln abwehrbereit in die Luft. Ich übersah diese Rüpelhaftigkeit, indem ich meinen Schal über ihn warf, ihn hochhob und mit mir forttrug.

Ich schenkte ihn dem kleinen Sohn meiner Wirtin. Der tat ihn in eine Kiste und nagelte engmaschigen Draht davor. Trotzdem war der Igel anderen Tages spurlos verschwunden.

Eines Morgens nahm meine Wirtin den Milchtopf herein, trat damit erstaunt zu mir heran und sagte: „Da hat mir die Milchfrau versehentlich drei Liter gegeben statt einen.“ Und sie wiegte den Topf kopfschüttelnd in der Hand. „Was ist denn das?“, rief ich und zeigte auf zwei schwarze Nasenlöcher, die in der Milch staken. Da stellte die Frau den Topf entsetzt auf den Tisch. In der Milch wogte es, und plötzlich kam mit kläglichem Gesicht der Kopf des Igels an die Oberfläche.

Wir schütteten die ganze Bescherung in eine Wanne. Der kleine Fritz stand mit gezücktem Badetuch dabei und fischte den Milchdieb mit spitzen Fingern aus seinem Bade. Dann schickte er sich an, den im Tuche Zappelnden ins andere Zimmer zu tragen. Dabei stolperte er über die Schwelle und fiel auf den Boden, während der Igel wie ein Rasender durch das Zimmer sauste und abermals spurlos verschwand.

Als wir alle beim Nachmittagskaffee saßen, klingelte es, und vor der Tür stand ein Jüngling mit einem Rosenstrauß in der Hand. Meine Wirtin flüsterte mir zu, daß er ein Verehrer meiner Tanzkunst sei und sich ein Autogramm von mir wünsche. Ich öffnete die Tür zum sogenannten „guten Zimmer“. Unter ungezählten Bücklingen wand sich der schüchterne junge Mann an mir vorbei, bis er vor einer auf zarten Beinen schwankenden Glasvitrine stand, wo sich der Kristall- und Biertassen-Reichtum meiner Wirtin befand.

Der junge Mensch öffnete den Mund zu einer Erklärung. Dabei traten ihm plötzlich die Augen aus den Höhlen, er starrte unter den Tisch und schrie: „Ein Igel!“ Dabei stieß er unsanft an die Glasvitrine. Krachend stürzte sie ihm auf den Rücken. Und als er kläglich nach rückwärts schielte, sauste ihm auch noch Mutter Köppkes schwere kristallene Obstschale an den Kopf. Sofort bildete sich auf der Stirn des Unglücklichen eine kinderfaustdicke Beule, während Vater und Mutter Köppke mit einem trockenen und einem feuchten Auge den Schrank aus seiner unnatürlichen Lage befreiten.

„Ich will ja alles bezahlen“, stöhnte der Jüngling ernüchtert, „aber der Igel ist an allem schuld. Ich habe hier soeben einen Igel gesehen!“ Wir wagten diese Möglichkeit natürlich nicht zu bezweifeln, obwohl von dem Biest nichts mehr zu erblicken war. Doch es bedrückte mir das Herz, daß der glühende Verehrer meiner Kunst mit einem so traurigen Autogramm in Gestalt einer Beule auf seiner Stirne vor seine Freunde treten sollte, und ich malte ihm unter ein großes Bild von mir in schönster Schrift meinen Namen.

Fritzchen hatte Geburtstag. Es war acht Tage nach dem Drama mit der Glasvitrine. Auf der festlichen Tafel dampfte eine riesige Bratwurst, appetitlich umgeben von einer leckeren Soße. Das Mädchen verließ das Zimmer und meldete, das Essen sei angerichtet.

Mutter Köppke ging voran. Doch im Türrahmen fuhr sie mit beiden Händen in die Luft und gab einen ächzenden Laut von sich. Dann sank sie rücklings in Vater Köppkes Arme. Der Igel saß mitten auf der Bratenplatte und schlürfte die Soße. Er konnte nur auf dem Wege einer flachstufigen Blumentreppe und weiter über die Sofalehne dort hingelangt sein. Aber damit nicht genug! Maxel, unser sonst so wohlgesitteter Hund, hatte die Bratwurst ergriffen und zog sie kleckernd über das Tischtuch.

Wortlos ergriff ich eine Serviette, warf sie über den Igel und trug ihn mit mir fort. Ich trug ihn an das äußerste Ende der Prommenade, auf der ich ihn gefunden, und gab ihn frei mit dem Wunsche, daß er hinlaufen möge, wo der Pfeffer wächst.



Lustige Ecke



Der Grund.



„Du hast deine Verlobung mit dem Trompeter aufgelöst?“
„Ja, er schmeckte immer so sehr nach Messing!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.